

# In freier Stunde

## Robinson kehrt heim

Ein Roman zwischen Gestern und Morgen von Hans Heyd

(17. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright 1934 by Koehler & Amelang GmbH., Leipzig.

„Sehr feine Kundschaft!“ ruft Tim. „Heut wärtst du froh, wenn du Hitler'n rasieren dürftest, was? Aber riskieren willst du nichts! Mich wundert's wirklich, daß du mit der Eisenbahn fährst, Hein!“

„Is auch riskant, mit der Eisenbahn zu fahren: erst neulich is wieder bei Hannover ein Eisenbahnunglück passiert! Aber mit den Autos passiert noch mehr —“

„Dummer Droensack!“ sagt Spötenkarl ganz unvermutet und schießt den Priem an die Decke, daß er Heben bleibt. „Beim Bahnfahren is gar nichts bei; da stehst du immer in Gottes Hand, Barbier! Aber geh mal Freitag nachts an den Kreuzweg zwischen Niebüll und Altrbüll, wo der Fährding zwischen den alten Weiden liegt: da stell dich hin, Barbier, und wenn's vom Niebüller Kirchturm zwölfte schlägt, dann ruffst du dreimal Bulljahn!! Mußt aber zwischen jedem Ruf bis zwölfte zählen —“

„Gott soll mich bewahren!“ sagt Hein Müseler. „Wie komm ich dazu?“

Spötenkarl schaut ihn verachtungsvoll an, kappt ein neues Stück Priem und schweigt.

„Das is die Geschichte von dem schwerreichen Viehhändler aus Londern, der sich vor hundert Jahren in dem Wasserloch ersäuft hat,“ grinst Tim. „Der soll ja wohl seitdem als schwarzer Hund da herumspuken, was Karl?“

„Ganz gewiß und wahrhaftig, Maler!“ ruft der Alte mit wilder Drohung in der Stimme. — so laut, daß alle Köpfe in den Abteilen nach ihm herumfahren. „Ein Hund wie ein Kalb so groß, mit grünen Augen, so groß wie Teekopfes —!“

Folkert fragt: „Hast du den Hund gesehen, Karl?“

„Brauchst nur hinzugehen, Zimmerer! Brauchst nur grad zu rufen —!“ Der Alte hat den Ton wieder gedämpft und verstummt grollend.

Bekommenes Schweigen.

Da sagt Harro Wülking mit seiner kühlen, sachlichen Stimme: „Und was geschieht dann, Herr Sondermann?“

Spötenkarl wendet dem fremden Frager das alte, kühne Gesicht zu und sagt gelassen: „Dann beißt der Hund dem Rufer das Genick durch und zerrt ihn in die Kuhle rein. Da liegen schon mehr drunten. Aber dir kann der Hund nichts anhaben, Baumeister: du darfst dich dreist hinstellen und rufen!“

Ueberrascht blickt Harro auf: „Warum das? Kennen Sie mich überhaupt?“

„Was sollt ich dich nicht kennen, Baumeister? Du hast mit dem großen Wassergeist gesprochen und hast ihm standgehalten: das seh ich dir an! Wer aber dem großen Wassergeist standgehalten hat, für den is der Hund mar ein kleines Schietgespenst, und er kann ihm nichts mehr anhaben. Geh man hin an den Kreuzweg und ruf, so wie ich gesagt hab! Nach dem zweiten Ruf wird der Hund erscheinen; nach dem dritten wird er sich die eigene Brust aufbeißen und wird in die Kuhle stürzen: dann ist der große Bauernschinder erlöst. Durch die Blutspur mußt du deine beiden Hände durchziehen, Baumeister, bis sie ganz rot sind: dann gelingt dir alles, was du anpackt!“

Er verstummt gelassen und zieht die andern in sein dunkel glühendes Schweigen hinein. Nur Tim in seiner auffälligen Art widerspricht: „Der Herr ist gar kein Baumeister, Karl! Das ist ein studierter Kaufmann, daß du's nur gerade weißt!“

Unsäglich gelangweilt schaut der Alte den Naseweisen an; hart an Tims rosigem Ohr vorbei schießt er den Priem gegen die Holzwand und spricht: „Du grüne Krötenschleim von Maler, du sei man ganz klein und stille! Ich werd wohl wissen, ob der Mann da ein Baumeister ist oder nicht!“

Und keiner wagt zu lachen. Benommen fahren sie dahin und schweigen. Selbst die Stummelpfeifen sind erloschen. —

„Langebüll!“

Ku aber raus! Vor lauter Spötenkram haben wir gar nicht mehr aufgepaßt, wo wir sind! — Harro schultert den Riesenrucksack von Gouah Island. Der Kleiderack ist im Packwagen mitgereist: mehr hat er nicht, mehr braucht er nicht. Er hat des unsichtbaren Gepäcks genug, mehr als genug.

Auch hier auf dem kleinen Bahnhof gibt das Braunhemd dem Verkehr seinen neuen Farbton. Folkert und Tim schauen in lauter bekannte Gesichter und sind erstaunt darüber, wie viele von diesen Gesichtern heute unter SA-Kappen hervorlachen, die vor einem halben Jahr noch unter der blauen Schirmmütze hervor murrten. — „Heil Hitler!“ schallt es jetzt überall; Arme heben sich straff, Hacken knallen: Schwung kommt wieder ins junge Volk!

„Merret ist nicht gekommen,“ sagt Folkert an der Sperre.

„Wie kann sie das? Wir haben uns ja auch nicht angemeldet!“

Das ist wahr; sie haben sich nicht angemeldet, und Langebüll hat somit keinen Anlaß gehabt, den wieder-gewonnenen Söhnen einen Ehrenbogen zu errichten. Doch auf Schritt und Tritt grüßt das Städtchen die Heimkehrer. „Heil Hitler!“ schallt es aus Kluren und Torbögen; „Heil Hitler!“ ruft jeder zweite Mann, der den beiden SA-Führern begegnet. Das ist ein trefflicher, zeitsparender Gruß: man kann hinterher nicht stehenbleiben und klöhnen: „Na, Folkert, oll Jung, büst oof wedder tohaus? Wo is di dat denn gahn bi de Hottentotten!?“ — Man kann sich derartige Vertraulichkeiten im Augenblick nicht erlauben; der überpersönliche Hitlergruß, der dem Vaterland gilt, duldet keinen Privatschnack als angehängtes Schwänzchen. Aber die Gesichter all der Grüßenden sind freudig überrascht, und ihre Blicke sprechen: wir kommen schon mal zusammen, und dann müßt ihr auspacken, ihr zwei Seeräuber!

Harro Wülking schreitet stumm zwischen den Freunden über das bucklige Pflaster. Ihm, dem Fremdling, gilt keiner von den vielen Grüßen, und doch müßte auch er sie wohl erwidern, umzingelt von vier Langebüllern, wie er nun einmal ist; denn vor dem aufsehenerregenden Dreimännerverein schreitet mit der Wichtigkeit eines Bahnbrechers der Zigarro Müseler, und hinter den dreien klappert Spötenkarls Stelzfuß übers tönende Pflaster; taktfest drückt er sich seines Weges, als spreche er: laß den windigen Barbier man vorneweg laufen und die drei Landmaaten ins Dritte Reich einpassieren: der Klabautermann bleibt achtern dran!

Der barhäuptige Robinjon schaut starr geradeaus und läßt die verwunderten Blicke der grauen Ackerbürger und der blonden Mädchen ebenso wie das aufreizende Kriegsgeschrei vorüberklappernder Pantinenschüler gleichmütig an seinem gewaltigen Rucksack abprallen. Dieses Langebüll hier wird sich an ihn gewöhnen müssen wie er an es! Menschen in Mengen sind überall schwer erträglich, und es bleibt ein Wunder, daß sie es durch Jahrhunderte ausgehalten haben, so Haus an Haus gedrängt zu leben, ohne vor Ueber-

druck aus der Haut zu fahren. Begreift einer den Bürger in seiner Bienenwabenzufriedenheit —!

„Hier ist nun unser Markt!“ sagt Folkert, und zur Bekräftigung dieser Tatsache bleibt die Gruppe wie auf Kommando stehen. Jawohl, da drüben liegt die alte Kirche mit ihrem diden Kegelturm aus Findlingssteinen; ihr gegenüber das nicht viel jüngere Rathaus mit seinem gotischen Backsteingiebel. An den beiden Schmalseiten des Marktes blicken sich der getünchte Fachwerkbau des Amtsgerichts und die Stephansgotik des Postamtes geruhsam über den freien Platz an. Alte Stiebelhäuser lehnen schmalbrüstig aneinander und träumen auf den Mittelpunkt ihres Bürgerstolzes hernieder; Krögers Hotel — weiß Gott mit der Hafenkreuzfahne! — und da hinten im Winkel die Schule mit ihren Milchglascheiben wollen auch nicht übersehen sein. Ansonsten aber gehen hier vom Marktplatz die Norder-, die Süder-, die Oter- und die Westerstraße aus, womit der Stadtplan von Langebüll so ziemlich erschöpft ist.

Und jetzt empfiehlt sich Spötenkarl. „Laß dich eins bei mich sehen, Baumeister!“ sagt er und legt drei rotbraune Finger an die blaue Schirmmütze. „Ich wohn am Ende von der Süderstraße, gleich am Deich, wo das Sieltor ist: das zeigt dir jedes Kind!“ — Damit schwenkt er klappernd nach Süden ab. Die vier andern streben in die Norderstraße hinein, vorbei an Hinrichs Kaufladen, der durchaus einige Blicke verdient; denn er ist „das erste Geschäft am Platz!“ Das beweist er mit zwei geräumigen Schaufenstern, zwischen denen man über drei Stufen durch eine schrillende Ladentür in diese Wunderhöhle aller sechsjährigen Knirpse eingelangt. Das linke Schaufenster zeigt die „Kolonialwaren“ unserer Erde, von Maggi bis Perül; das rechte Fenster dagegen ist menschenfreundlichen „Droguen“ vorbehalten, soweit nicht Farben, Lade und Bohnerwachs der Heilkraft ihren Platz streitig machen, und inmitten solcher Vereinigung von Sanität und Eleganz steht Adolf Hitlers Büste aus Papiermaché, von Hafenkreuzfähnchen programmatisch umzingelt

(Fortsetzung folgt)

## Johannes Müllers Weihnachtsbaum

Die Geschichte einer wundersamen Heimkehr

Von Gert Schoenhoff

Von Weihnachten bis zum Tage der Heiligen drei Könige sieht das kleine Haus des Johannes Müller viele Besucher. Sogar aus dem Nachbarort kommt man, seinen Weihnachtsbaum oder vielmehr das vertrocknete Tannenzweiglein zu bestaunen, das eingerahmt daran hängt.

Dieser kleine Zweig hat eine wunderbare Geschichte.

Johannes Müller war bei Kriegsende nicht mit den andern Kameraden aus der Gefangenschaft in die deutsche Heimat zurückgekehrt, sondern in Sibirien geblieben. Die Ursache hierzu bildeten zwei große schwarze Augen, die er nicht verlassen wollte. Und Nadja, der diese Augen gehörten, wollte nicht mit nach Deutschland gehen.

Also blieb er. Doch sein Herz lehnte sich ständig nach Hause, und er schwärmte Nadja solange von der schönen Welt vor, die ihn in dem kleinen Dorf seines Vaterlandes erwartete, daß die Frau schließlich einverstanden war, mit ihm und dem inzwischen eingetroffenen kleinen Söhnchen in die Heimat ihres Mannes zu ziehen.

Die Heimkehr war aber nicht mehr so einfach wie Johannes gedacht hatte. Umsonst verlangte er einen Paß; vergeblich bat er um eine Beihilfe für seine Reise. „Du hättest mit den andern gehen sollen,“ fertigte man ihn kurz ab.

Johannes wollte sich mit diesem Bescheid nicht zufrieden geben. Er murzte so laut, daß sein Gemurr auch zu Ohren gelangte, die es eigentlich nicht hören sollten. Und so kam es, daß er eines Tages kurzerhand mit Frau und Kind zur

Zwangsarbeit in das hohe, unwirtliche Gebirge an der russisch-afghanischen Grenze verschickt wurde.

Dort arbeitete Johannes mit etwa hundert Leidensgefährten beim Straßenbau. Es war eine harte Arbeit, mit dem schweren Krampen den felsigen Boden zu behauen, und zu essen gab es wenig; es langte nicht für drei. Auch Nadja mußte sich daher nach Arbeit umsehen, wollte sie mit ihrem Söhnchen nicht bitteren Hunger leiden. Schließlich fand sie beim Grenz-Kommissär in Kuschl, unweit der Arbeitsstätte ihres Mannes, als Magd Beschäftigung, wofür sie die Reste der Mahlzeiten und als Schlafstelle für sich und ihr Kind eine kleine Kammer im Hof erhielt.

Johannes warf während der Arbeit oft sehnsüchtige Blicke auf die hohen Berge, die die Grenze zwischen Rußland und Afghanistan bildeten. Manchmal hätte er Gelegenheit gehabt, mit Frau und Kind über das Gebirge zu flüchten; wie aber konnte er es wagen, ohne einen Kopfen in der Tasche?

Der Winter war im Gebirge eingelehrt. Bald lag der Schnee so hoch, daß der Straßenbau eingestellt werden mußte. Die Arbeiter erhielten den Befehl, sich abfahrtsbereit zu halten. Wohin es gehen sollte, wurde ihnen nicht gesagt. Nur soviel erfuhren sie, daß sie ihre Frauen und Kinder nicht mitnehmen dürften.

Das war zuviel für Johannes Müller. Alles Bittere hatte er bisher geduldig ertragen, aber daß er Weib und Kind verlassen sollte, das wollte ihm nicht in den Kopf.

In der Nacht vor der geplanten Abreise schlich er sich nach Kabul zu seiner Frau. Es bedurfte nicht vieler Worte, um Nadja zur Flucht zu überreden. Sie hüllten den Kleinen in wärmende Decken, und unter dem Schutz der Nacht machten sie sich auf den Weg zur Grenze. Um nicht den russischen Wachen in die Hände zu fallen, mußten sie den Hauptwegen ausweichen und beschwerliche Seitenpfade einschlagen. Bis über die Knie verlanfen sie oft im Schnee, und die Hände rissen sie sich blutig beim Erklettern der kalten, steilen Felswände.

Erleichtert atmeten sie auf, als sie am nächsten Morgen die afghanistischen Grenzposten erblickten. Man nahm sie hilfsbereit auf, labte sie mit heißem Tee und Brot und führte sie nach kurzer Rast nach Tschihil Duheran vor den Distriktskommandanten, einem alten Afghanen, der über ihr weiteres Schicksal entscheiden sollte.

Als dieser Johannes Leidensgeschichte gehört hatte, sagte er: „Ich schicke euch nicht zu den Russen zurück, doch müßt ihr zu Fuß bis an die indische Grenze wandern, ich kann euch nur von einer Wachstation zur andern begleiten lassen. — Ob ihr aber den langen Weg aushalten werdet?“

Vier Tage waren sie bereits unterwegs. Da begann Nadja, die bisher schweigend alle Unbill tapfer ertragen hatte, zu klagen: „Der alte Afghane hatte recht. Wir werden es nicht aushalten.“ — Johannes meinte, das Herz müsse ihm vergehen vor Weh. Er tröstete die Frau, so gut er konnte, doch auch ihm begannen schon die Kräfte zu schwinden.

Der Weg war beschwerlich, und der Hunger peinigte sie. Tee, immer nur Tee und hier und da ein Stückchen trockenes Brot dazu! Sie konnten ihre geschwächten Körper kaum weiter schleppen; aber die Wachen, denen auf ihren Pferden kalt war, drängten unbarmherzig vorwärts.

Die Nächte verbrachten sie in einsam am Wege liegenden Karawanferien. Vor dem rauhen Wind waren sie dort wenigstens geschützt, doch war die Kälte auch zwischen den Steinmauern so groß, daß sie aus Furcht vor dem Erfrieren immer nur abwechselnd ein paar Stunden schliefen. Eng aneinandergepreßt, das Kind zwischen sich, wärmten sie sich gegenseitig mit ihren Körpern.

Johannes sah schon das Ende nahen, seine treue Gefährtin war nur noch ein Schatten; aus dem Körperchen des Kindes schien alles Leben geschwunden, und auch er selbst fühlte sich dem Zusammenbruch nahe.

Eines Tages, gegen Abend, kamen sie in ein kleines Dorf, in dessen Mitte eine Moschee stand. Vom Minarett rief der Muezzin gerade die Gläubigen zum Gebet, und beim Anblick des stillen Gotteshauses im altherbenden Schnee erinnerte Johannes sich an Weihnachten. Mußte dieses Fest nicht bald sein? Oder war es gar schon vorüber? — Er fragte die begleitenden Wachen. Verwundert und verständnislos schauten sie ihn an: „Frage den Hadji dort, der weiß alles,“ bekam er zur Antwort.

Und dann erfuhr er es: „In zwei Tagen ist Weihnachten!“

Die Mühen und Leiden der nächsten beiden Tage ertrug Johannes leicht. Seine Gedanken flogen in die Heimat, in eine reine behaglich-warme Stube, in der ein Lichterfunkelnder Weihnachtsbaum strahlte — — —

„Chunuk, chunuk! (kalt, kalt) Vorwärts!“ rief es ihn in die rauhe Wirklichkeit zurück. —

Ob er wohl je die behagliche Stube wiedersehen würde? — Auf einmal kam ihm die ganze Schwere seiner Lage zum Bewußtsein, und er sagte sich verzweifelt, daß es nie, nie mehr sein würde. Aber er wollte nicht sterben, bevor er nicht einmal „Stille Nacht, heilige Nacht“ gesungen hatte.

Dort in der kleinen Stadt Herat, die sie, wie man immer sagte, am Abend erreichen würden, wollte er noch einmal, vielleicht zum letztenmal, deutsche Weihnachten feiern. Dort, in der Karawanferei, wollte er Nadja und dem Kinde das Lied vorsingen, das er so viele Jahre in Rußland nicht gesungen hatte. Dann, ja dann mochte das Schicksal seinen unerbittlichen Lauf nehmen!

Wenn er doch auch einen Weihnachtsbaum hätte! Aber vergeblich ließ er seine Augen über die Berghänge schweifen. Keine Tanne war zu sehen. Was sollte denn auch ein Tannenbaum hier, wo man nicht einmal wußte, was Weihnachten war!

Und doch! Sie kamen gerade vor der Stadt an, es begann schon zu dunkeln, da erblickte er plötzlich auf einem Hang neben dem Wege einen jungen Tannenbaum, lust wie er ihn brauchte. Einsam und verlassen stand das Stämmchen im Schnee; verlassen wie Johannes und die Seinen. Mit einem Satz sprang er hin.

„Chunuk, chunuk, vorwärts!“ trieb die Wache an. „Nicht, bevor ich das habe!“ rief Johannes, schnitt rasch das Bäumchen ab, legte Zwan auf Nadjas Rücken und schulterte den kostbaren Schatz wie die Wache das Gewehr.

Die Afghanen lachten, und als sie in die Stadt kamen, lief eine Menge Kinder zusammen, um den von Wachen begleiteten Mann zu bestaunen, der ein Bäumchen auf der Schulter trug, das nicht einmal zum Heizen taugte.

Plötzlich stand ein europäisch gekleideter Mann vor Johannes und fragte in gebrochenem Russisch: „Wie teuer verkaufst du mir den Baum?“

Johannes überlegte einen Augenblick: sollte er seinen Schatz hergeben und von dem Geld für Zwan etwas kaufen? — Nein; für sie gab es keine Rettung mehr!

„Ich verkaufe ihn nicht,“ antwortete er.

Der andere erkannte an der Aussprache, daß auch Johannes' Wiege nicht in Rußland gestanden hatte. „Wie heißt du, und woher stammst du?“ fragte er.

„Ich heiße Müller und stamme aus Deutschland,“ sagte verwundert Johannes.

Da fühlte er sich freudig unarmt: „Landsmann, Bruder, Landsmann!“

Die beiden, Müller und Kröner, hatten sich nie vorher gesehen. Kröner, der Chauffeur des Polizeipräsidenten, hatte noch wenige Minuten vorher allein und mißmutig in seinem Zimmer gegessen und sich nach deutscher Weihnacht mit Tannenbaum und Lichterglanz gesehnt, als er auf einmal durch das Fenster den Mann sah, der einen Tannenbaum geschultert trug.

Müller blieb in Herat. Kröner brachte ihm das Autofahren bei und verschaffte ihm Arbeit und Verdienst. Nach zwei Jahren hatte Johannes soviel gespart, daß er mit Frau und Kind in die deutsche Heimat fahren konnte.

Und er brachte das Zweiglein von dem Tannenbaum mit heim, der einsam und verlassen neben dem Wege nach Herat aus dem Schnee geragt hatte, um ihm und den Seinen das Leben zu retten.

## Eine Scheibe zerspringt

Von Walter Julius Bloem

Drei Tage kann man durch diese Wälder streifen, immer geradeaus, und begegnet keinem Menschen. Das gibt's auch heute noch, mitten im Reich.

Am Rande der unendlichen Waldgebirge liegt ein Dorf. Die Berge gabeln sich fingerförmig, in den Mulden stehen schön geschützt die ersten Häuser. Forellenbäche laufen an ihnen vorbei. Fränkische Heilige stehen auf dem Brüdchen. Langgestreckt liegt der Ort, klumpt sich in der Mitte um eine geborstene Mauer, die in alten Zeiten der Befestigung diente.

Am Ausgang liegt das Haus eines Mannes namens Woseck, Holzhandlung. Das Haus steht pafsig da, mit Scheune und Remise, es hat ein Kontor, eine gute Stube mit starken Gerichten, und auch viele Heiligenbilder hängen an den Wänden. Sie haben die Herzen dennoch nicht milder gemacht.

Im letzten Haus am entgegengesetzten Ende des Dorfes wohnt jetzt sein Sohn. Auf dem Schild steht zu lesen, daß dies ebenfalls eine Holzhandlung ist. Nun gut, warum nicht? In diesen Bergen, die ihr nie gesehen habt, wächst hundertjähriger Wald in solchen Mengen, daß schon zwei Holzhändler genug zu

tun hätten, auch Vater und Sohn, auch wenn sie verkracht sind. Denn daß sie verkracht sind, merkt jeder Dummkopf, der am Anfang des Dorfes liest: Karl Woseck, Holzhandlung — und am Ende des Dorfes liest er: Karl Woseck jr. Holzhandlung.

Da stimmt also etwas nicht.

Sie sind bis auf den Tod verkrachtet.

Der Junge in seinem morschen, elenden Hüttchen wohnt nah am Wald.

Früher sah der Junge bei seinem Vater im Geschäft. Geld war auch im Haus, und wenn sie ein Auto zuschanden gefahren hatten, kauften sie sich ein neues. Das Herz wurde nicht milde, die Heiligenbilder hingen nur an der Wand. Im letzten Haus am Bergesende, in dem verfallenen Haus, wohnte ein älterer Gürtler, der da mit seiner jüngsten Tochter haus hielt. Die einst leibigen Bauern, ein tüchtiges, mudiges Geschlecht, hatten durch Jahrhundert so lange den Boden unter ihre Nachkommen aufgeteilt, bis kein Mensch mehr leben konnte. Eine magere Kuh im Stall, ein Ackerstreifen Kartoffeln, mehr blieb nicht.

Der Gürtler im letzten Haus hatte einst wie alle eine Hude

voll Kinder, jetzt waren sie erwachsen und in alle Winde verstreut. Seine Frau lebte schon seit vielen Jahren nicht mehr. Als er einmal in schwerer Wintersnot nichts zu heizen hatte, ging er nachts in den Wald und stahl sich eine kleine Fuhre Holz, wo er es fand. Fing gleich am Morgen tüchtig zu hacken und zu spalten an, damit die verräterischen Stempel verschwanden, die in die Stümpfe eingeschlagen waren. Der junge Wosek entdeckte aber noch am gleichen Tage den ausgerauberten Schlag, sagte seinem Vater Belschid, sagte dem Gendarmen Belschid, und um Mittag hatten sie den Uebelthäter. Dem Jungen tat es leid, als der elende Mann abgeführt wurde. Der Gendarm hätte den Dieb auch gerne laufen lassen, hier stieß dickes Haben und arge Not zu nah aneinander. Aber dem alten Wosek hatten daheim die bunten Drude der Heiligen das Herz nicht milder gestimmt.

Aus diesem Vorfall entwidelte sich mit der Zeit ein ausdauernder Zank zwischen Vater und Sohn. Das ganze Dorf ergrieff Partei gegen den Alten, durch dessen hartes Zugreifen die Not bei den Gürtlerleuten so schlimm geworden. Schließlich schaffte der junge Wosek ganze Säcke voll Borrüde aus dem Hause seines Vaters hinüber. Der Alte kam dahinter. „Kerl, das tußt du ja nur wegen des Mädchens!“ Er meinte die Tochter des Gürtlers, die noch daheim war.

Vielleicht hatte der alte Wosek recht. Als das Zanken nicht mehr zu ertragen war, packte der Junge seine Sachen und quartierte sich bei dem Gürtler ein. Dadurch zerriß das letzte Band. Harte Herzen hatten sie ohnehin. Der Junge pflanzte ein Schild an den Zaun des letzten Hauses: Karl Wosek Jr., Holzhandlung. Und fing seinem Vater die Kunden weg, soviel er konnte. Zu verderben war da nichts mehr. Ein Jahr später nahm er das Gürtlermädchen zur Frau.

Es ging mit ihnen nicht besser und nicht schlechter als überall. Die Frau bekam drei Kinder, ohne daß es den Schwiegereltern einfiel, nach dem Rechten zu sehen. Der Parrer verjuchte, was er konnte, aber es nützte nichts. Vater und Sohn begegneten sich bei jeder Holzversteigerung, boten gegeneinander, grüßten sich nicht, kannten sich nicht. Es hätte einer von ihnen zu Kreuze kriechen müssen, dann wäre ein Einklenken möglich gewesen; keiner tat dem andern den Gefallen. Man kann nirgends in der Welt soweit auseinander wohnen wie an den entgegengesetzten Enden eines Dorfes.

Der alte Wosek und seine Frau hatten sich mit der Zeit wohl damit abgefunden, daß ihr Sohn eine Gürtlerstochter geheiratet hatte. Daran war nichts zu ändern. Soviel man hörte, waren auch die Kinder gesund, es ging drüben in aller Armutlichkeit rechtlichaffen zu. Sie ärgerten sich grün, daß sie zu keiner Kindstaufe und zu keinem Namenstag eingeladen wurden. Auf dem Lande besteht das Leben aus harter Arbeit, die Feiertage schwimmen darüber wie Fettaggen auf der Suppe, also möchte man seinen Teil daran haben.

Die Alten hatten sich eingerichtet, als ob sie keine Kinder mehr hätten.

Zu Weihnachten ließen sie sich aus Gewohnheit, und weil sie ihre Einsamkeit vor den Leuten nicht eingestehen wollten, stets einen großen mächtigen Tannenbaum schlagen, den sie von oben bis unten mit Lichtern und farbigem Puz behängten, kauften sich gegenseitig Geschenke in Massen und warteten gütig darauf, wann nun endlich die Freude käme. Nun ist es im Dorfe so: wenn es dunkel (und hier zwischen den Bergen dunkel ist früh), werden die Lichter angesteckt und die Gaben verteilt. Es gibt nur Dinge, die man brauchen kann: derbe Wäsche, Kleider und Schuhe, nützliches Hausgerät, Tabak für den Mann, ein Tuch für die Frau, kleine Spielsachen für die Kinder. Die Buben freuen sich schon wochenlang auf ihr Feuerwerk, das sie zu Weihnachten auf den Tisch gelegt bekommen, aber die Mutter nimmt es ihnen gleich wieder fort und tut es in den Schrank, weil es doch für die Silvesternacht bestimmt ist. Und ebenso verlangt ein altes Uebereinkommen, daß die Buben nach Christmesse und Abendbrot ein Weilchen hin- und herbetteln und keine Ruhe geben, bis die Mutter ihnen mit verständnisvollem Zanken eine Handvoll Knallfrösche und Raketen herausgibt und wenigstens einen einzigen Kanonenschlag.

Die alten Wosek saßen Stunde um Stunde um ihren grell brennenden Baum, bescherten sich, gingen zur Messe und setzten sich dann zum Essen. In ihrer Verlassenheit redeten sie wenig. Es blieb ihnen nichts übrig, als zurückzudenken und sich den üblichen Herangang dieses Abends vorzustellen, wie er aus persönlichen Anzeichen von benachbarten Häusern her erkenntlich wurde. Es war die Stunde, in der man überall im Dorf zu gegenseitigen Besuchen aufbrach, um die Geschenke zu mustern. Auf der Straße ging auch schon vereinzelt Knallen los.

Da ereignete es sich, daß sich vor ihrem zur ebenen Erde gelegenen Fenster ein Funkenprühen erhob. Buben hatten einen Knallfrosch in die Luft geworfen, er war in das leere Blumengitter gefallen, zuckte dort hin und her, konnte nicht mehr heraus, platzte endlich mit geständigem Lärm und schlug die Scheibe ein, daß die Splitter klirrten. Von draußen er-

scholl begeistertes Gelächter. Der Alte riß seinen Knotenstock aus dem Ständer und saufte vor die Tür: wen er erwischte, dem ging es schlecht! Die Buben wußten, was jetzt kam, und hatten sich längst in achlunggebietende Entfernung zurückgezogen. Vor dem Hause stand nur noch ein Dreikäserhoch, der mit wundergläubigem Lächeln zu der zerstörten Scheibe hinaufblickte. Er war noch keine drei Jahre alt und gewiß seiner Mutter weggelaufen. Der alte Wosek deutete ihn im Genick: „Wer hat's getan?“

„Ei geschmissen ham's!“ sagte das Büble mit seltsamen Augen. „Brügel bekommst du. Wer's gewesen ist, will ich wissen.“ Die Posthalterin kam herzu, sie habe es genau gesehen, der Kleine sei's nicht gewesen — aber wer, das wollte sie nicht sagen.

„Einen hab' ich erwischt,“ triumphierte der Holzhändler, „bezahlen muß es mir sein Vater! Wessen Bub ist das?“

„Dees wissen's wohl nit, he? Ist doch Ihr Enkel.“

Wosek ließ den Buben los. Die Posthalterin war verschwunden. Der Kleine schien vor dem zornigen Mann keine Angst zu haben. „Noch eine einschmeißen,“ schlug er dreist vor. Es war sein Enkel! Wosek nahm das stramme Kerlschen auf den Arm und betrachtete es vorsichtig. Ein Tröpfchen hing unter der Nase. Die Augen blickten in unentwegter Begeisterung auf die zertrümmerte Scheibe.

Unter der Tür erschien verwundert die Frau. „Schau einmal her, Alte, was ich da für ein Kohnäschen ausgegriffen habe. Es ist unserm Karl seins.“

„Ich werd' einen Korb packen, und wir gehen nachher hinüber? 's wäre an der Zeit.“

Der Alte sagte wenigstens nicht nein.

„Scheibe einschmeißen!“ zeterte das Bürschlein auf seinem Arm.

Wosek lachte laut, gab ihm seinen Stock ins Häufchen, trat dicht unter das Fenster und sah stolz zu, wie der Enkel mit der eichenen Krücke auf die Scherben losdroh. Und es geschah das Merkwürdige: daß aus einer zerstückelten Scheibe doch wieder etwas Ganzes wurde.

## Zeitschriften

Unser Schiff. Ein Neger mit Gazelle jagt im Regen nie. Dies aber einmal diesen Satz von hinten. Was kommt dabei heraus? Dasselbe! Ist das nicht erstaunlich? Doch es gibt noch mehr solcher Sätze und Wörter, die von hinten gelesen dasselbe ergeben. Im neuesten Heft der großen Jugendzeitschrift „Unser Schiff“, von der gerade jetzt wieder ein prachtvolles interessantes Heft erschienen ist, stehen sie. Jeder richtige Junge sollte eigentlich diese Zeitschrift lesen. Zunächst die großen Fortsetzungsgeschichten. Gerade jetzt erscheint eine Piraten-Geschichte aus der Südsee. Dann ist in diesem Heft etwas ganz Originelles enthalten, und zwar Bilder der am nördlichsten, südlichsten, östlichsten und westlichsten Punkt Deutschlands wohnenden Menschen und Bilder der letzten Grenzpunkte des Deutschen Reiches in diesen Richtungen.

Ein anderer großer Bericht erzählt uns von dem Geschlecht derer von Berlichingen. In dem sehr einsamen und schmalen Tal der Jagt liegt das Dorf Berlichingen, der Stammsitz des Geschlechtes Berlichingen. Hier ist tatsächlich noch die eiserne Hand Götz von Berlichingens zu sehen. In einem großen Glasfaß liegt sie. Man kann sogar noch die Pläne sehen. — Wie und wo die schönen Christbaumkugeln gemacht werden, was alles zu einem englischen Militärflugplatz gehört, von den Barkassen des Hamburger Hafens, über alles gibt dieses Heft in vielen Bildern und Beschreibungen Auskunft. Und dann die Fortsetzung der Anleitung zum Selbstbau eines richtigen see-tüchtigen Kreuzermodells.

Jeden Monat erscheint ein Heft dieser herrlichen Zeitschrift mit 32 Seiten. Im Vierteljahr kostet sie nur RM. 1.—. Das kann sich jeder Junge ersparen, und es lohnt sich! (Frankh'sche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

## Fröhliche Ecke

### Wie bei Muttern

Der Pensionär blieb seine Rechnung schuldig. Wochenlang. Die Pensionismutter klopfte an die Tür.

„Verzeihen Sie —“  
„Nur herein, Mutter Umlauf!“  
„Verzeihen Sie, Sie haben schon seit zwei Monaten nichts bezahlt —“

Der Pensionärgast nickte:  
„Sie haben mir doch gesagt, als ich einzog, ich würde mich bei Ihnen fühlen wie bei meiner Mutter?“

„Und?“  
„Zahle ich bei meiner Mutter?“